

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 172.

Posen, den 29. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

26. Fortsetzung.

(Nachdruck untertaugt.)

Hiram! Er hat das Geld für die Ueberfahrt aus der Kasse des Missionars gestohlen! Den ganzen Tag hat er, unter einem Baum stehend, auf die See gestarrt. Darauf kam ein Dampfer aus Kapstadt, und als er die Sirene hörte und die Hafensboote sah, schien er zu erwachen. Er lief die ganze Zeit ruhelos, vor sich hinmurmeln, hin und her, und als Frau Price ihn suchte, starrte er noch immer auf das Schiff. Sie rief ihn aus der Sonne heraus, denn es war sehr heiß; aber er schüttelte den Kopf. „Sie ruft mich,“ sagte er fortwährend. Schließlich betrat er doch das Haus, und sie hörte ihn in dem Zimmer rumoren, in welchem sich die Kasse befand. Darauf hat sie ihn nicht mehr gesehen. Aber andere sahen ihn eiligst nach dem Kai laufen, wo er ein Boot mietete und sich nach dem Dampfer bringen ließ. Man wollte ihn erst nicht mitnehmen, weil er noch kein Billett hatte, aber er legte sich ins Boot und ließ sich nicht abweisen. Schließlich nahm man ihn doch mit, da er bezahlte. Sobald ich es erfuhr, telegraphierte ich es Dir. Aber welches Nebel könnte er Dir jetzt zufügen, da er in Deiner Macht ist? Er ist ein Dieb! Du kannst jetzt mit ihm tun, was Du willst!

Trent ist seit gestern wieder in Attra und fährt mit dem nächsten Schiff nach England. Hiram, er ist ein großer Mann! Ich hasse ihn, denn er hat mir im Handel sehr viel Schaden zugefügt, und er behandelt mich, als ob ich Staub unter seinen Füßen wäre; aber nie hätte jemand vor ihm an der Küste das erreichen können, was er erreichte. Ohne Soldaten hat er die Einwohner Bekwandos im Kampf besiegt und läßt sie jetzt für sich arbeiten. Die ganze Gegend hier hat er in Aufregung gebracht. Ungefähr tausend Mann arbeiten an seiner Straße und graben Schächte in die Bekwando-Gruben. Man hat bereits Gold zutage gefördert, und Trent eröffnet eine Niederlassung, um das ganze Mahagoniholz und Elfenbein der Gegend aufzukaufen. Er gibt riesige Summen aus, gönnt sich nie Ruhe, und was er befiehlt, geschieht. Die Behörden fürchten ihn, aber sie werden mit jedem Tage höflicher. Der Regierungsvertreter, der ihn einst einen Abenteuerer nannte und für sein Gesecht mit den Bekwando-Leuten mit Verhaftung drohte, zieht jetzt tief den Hut vor ihm; denn man weiß, daß er eine große Macht in diesem Lande werden wird. Hiram, mein Bruder, Du hast mir nicht Dein Vertrauen geschenkt, obwohl ich so offenerzig zu Dir spreche. Aber beherzige den Rat Deines Bruders; denn Blut bleibt Blut, und ich will, daß Du viel Geld verdienst: Widersehe Dich Trent nicht, nimm seine Partei; denn er ist der Stärkere. Ich weiß nicht, was Du mit Monty vorhast, aber ich sage Dir, Hiram,

Trent ist der Mann, an den Du Dich halten mußt. Er hat Erfolg, und er ist ein Genie. Er ist ein großer Mann, und er herrscht hier wie ein König. Halte Dich an ihn, Hiram, dann handelst Du klug.

Lebe wohl und sende mir das Geld für das Telegramm, wenn Du schreibst. Und vergiß nicht: Monty ist ein Dieb, und Trent ist der Mann, an den Du Dich halten mußt. Das erinnert mich daran, daß Trent dem Missionar das entwendete Geld zurück-erstattete; es scheint auch, als wenn er es vorher für Montys Unterhalt hinterlegte. Aber das weiß Monty ja nicht; daher hast Du ihn in Deiner Macht.

Dieser Brief kommt von Deinem Bruder

Samuel.

P. S. Vergiß nicht den kleinen verauslagten Betrag.“

Da Souza faltete den Brief zusammen, und ein zufriedener Glanz erschien auf seinen Zügen. Dann stieg er die kleine Treppe nach dem kleinen Hinterzimmer hinauf und öffnete lautlos die Tür. Mit bleichem Gesicht und blutunterlaufenen Augen, wobei er Unverständliches vor sich hinmurmelte, wanderte Monty auf und ab. Beim Anblick des Portugiesen sagte er:

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich jetzt gehe. Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit sehr verbunden.“

Da Souza sah ihn mit einem gutgespielten Ernst an. „Einen Augenblick. Sagten Sie nicht, daß Sie aus Afrika kommen? Vielleicht von der Goldküste?“

Monty nickte zögernd und mit ängstlichen Blicken. „Nennen Sie sich vielleicht Monty?“

Der andere verfärbte sich. Er schwieg, doch Worte schienen überflüssig. Da Souza drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

„Es tut mir sehr leid, aber die Polizei war hier.“

„Die Polizei!“ stöhnte Monty.

Da Souza nickte. Großmütigkeit zu heucheln war ihm ungewohnt und bereitete ihm geradezu Mühe.

„Erschrecken Sie nicht,“ sagte er. „Ihr Signalement ist bekannt. Man sucht Sie wegen Diebstahls. Sie sollen einem Missionar Geld aus der Kasse genommen haben. Aber wie dem nun auch sei: Ich werde Sie nicht der Polizei übergeben. Sie können sich hier unbesorgt einige Tage aufhalten.“

Monty brach zusammen. „Werden Sie auch niemand sagen, daß ich hier bin?“ flehte er.

„Fürchten Sie nichts.“

Monty stand auf, große Niedergeschlagenheit in den Zügen.

„Trene — jetzt werde ich dich nie wiedersehen, nie, nie!“

Eine halbe Flasche Alkohol und ein unbenuztes Glas standen auf dem Tisch. In seinen Augen glühte es auf. Er füllte das Glas und führte es an die Lippen. Da Souza beobachtete ihn aufmerksam, ein großmütiges Lächeln auf dem Gesicht.

XXXII.

„Du siehst ja heute so elegant aus, Trene!“ bemerkte Cecil Davenant mit bewundernden Blicken.

„Man muß schon in Ascot elegant aussehen, sonst soll man lieber fortbleiben.“

„Was glaubst du wohl, wer hier ist?“ fuhr er fort.
„Alle Welt, sollte man annehmen.“
„Zum Beispiel auch Scarlett Trent,“ bemerkte er.
Sie erbläute leicht und lehnte sich gegen die Balustrade des Rennfelds.

„Ich glaubte, die „Olympia“ würde erst heute erwartet.“

„Das Schiff legte heute nacht in Plymouth an. Trent hat einen Extrazug hierher gemietet. Er läßt auch einige Pferde laufen.“

„Er wird wahrscheinlich jetzt noch mehr als früher der Held des Tages sein.“

„Viel mehr,“ antwortete er. „Apropos, hast du nichts mehr von Fred gehört?“

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „Nichts als Loblieder über Trent, der seiner Meinung nach ein Held ist.“

„Ich hasse ihn!“ brach es aus Davenant hervor.

„Ich auch,“ bestätigte sie leise. „Aber dort ist er.“

„Ja — und in sehr guter Gesellschaft,“ war die bittere Antwort.

Eine kleine Zuschauergruppe, vor der jeder eifersüchtig zur Seite wich, schritt über das Feld den Pferden zu. Unter ihr sah man Mitglieder des königlichen Hauses und Scarlett Trent; aber als dieser die Mädchengestalt im weißen Sportkostüm erblickte, vergaß er jede Etikette und alles um sich herum. Er kam geradeswegs auf sie zu.

„Ich bin sehr erfreut, Sie so schnell wiederzusehen,“ sagte er, während er ihre kleine behandschuhte Rechte ergriff. „Ich bin erst seit einigen Stunden wieder in England.“

Sie zögerte mit ihrer Antwort und unterwarf ihn inzwischen einer sehr genauen Musterung. Sein Gesicht war gebräunter, als sie es je bei einem anderen gesehen hatte. Aber eine eigenartige Stärke lag in seinen Zügen, die durch die erlittenen Entbehrungen mehr verfeinert als vergrößert zu sein schienen. Seine Hand war so hart wie Stahl, und nicht ohne Widerwillen war sie gezwungen, seine tadellose Kleidung und seine lässigen Manieren anzuerkennen. Er mußte mit merkwürdigem Anpassungsvermögen begabt sein.

„Sie sind berühmt geworden,“ sagte sie endlich. „Wissen Sie wohl, daß Sie im Begriff stehen, der gefeiertste Mann Londons zu werden?“

„Ah, die Zeitungen haben natürlich wieder einen Haufen Unsinn erzählt,“ wehrte er ab. „Ich habe es nicht sehr leicht gehabt und bin froh, Ihnen sagen zu können, daß ich es ohne Ihren Neffen Fred nicht soweit gebracht hätte. Er ist der tüchtigste Kerl, dem ich je begegnet bin.“

„Das freut mich zu hören,“ antwortete sie. „Er ist ein lieber Junge.“

„Er ist ein Held,“ gab Trent zurück. „Wir haben sehr viel zusammen durchgemacht — er hat mir eine Menge zu bestellen aufgegeben. — Aber sind Sie allein hier?“

„Augenblicklich ja. Davenant entfernte sich gerade, als Sie kamen. Ich bin mit meiner Kusine Lady Trasham hier. Sie ist drüben auf der Rennbahn.“

Trent sah sich um und richtete dann seinen Blick wieder auf Irene.

„Begleiten Sie mich ein Stückchen,“ bat er. „Ich möchte Ihnen Iris zeigen, bevor sie an der Reihe ist.“

Er zeigte nach einem Plakat. Es war Zufall, daß sie es noch nicht bemerkt hatte. Iris aus dem Stalle Trent war unter den ersten Mitbewerbern um den goldenen Becher genannt.

„Halten Sie Iris für die Favoritin?“

Er nickte. „Man sagte es. Für einen Anfänger hatte ich ziemliches Glück. Ich habe einen guten Trainer gefunden und bin der zweite auf der Liste. Wenn Sie Lust haben, etwas auf Iris zu wetten, können Sie es ruhig wagen, obwohl es keinen besonders hohen Gewinn einbringen wird.“

Sie schritten nach einem stilleren Teil des Feldes. „Ich hörte, daß Sie in Torquay waren,“ sagte er, sie betrachtend. „Es scheint Ihnen gut bekommen zu haben. Sie sehen vorzüglich aus.“

Sie wollte seinen Blick mit leicht zusammengezogenen Brauen beantworten, um ihn hierdurch wie auch durch ihr Schweigen zu verstehen zu geben, daß die Bemerkung ziemlich dreist war. Er jedoch schien ihre Absicht nicht zu bemerken, denn er war eifrig beschäftigt, die Grüße Vorübergehender zu beantworten. Sie biß sich auf die Lippen und sah vor sich hin.

„Eigentlich halte ich es — wenn Sie es nicht durchaus wünschen — für besser, den Besuch bei Iris aufzugeben. Es stehen schon zu viele Leute herum.“

„Wie Sie wollen, nur wird es einen sonderbaren Eindruck machen, daß Sie vor dem Rennen nicht einmal Ihr eigenes Pferd aussuchen. Wollen Sie nicht allein hingehen?“

„Ich denke nicht daran,“ antwortete er. „Ich werde nachher das Tier noch oft genug sehen. Lieben Sie Pferde?“

„Sehr.“

„Gehen Sie öfter zum Rennen?“

„So oft sich mir nur eine Gelegenheit bietet. Zu den Rennen in Ascot komme ich immer.“

„Es ist ein sehr interessantes Bild,“ meinte er nachdenklich, während er um sich sah. „Sind Sie nur zu Ihrem Vergnügen hier oder müssen Sie auch darüber schreiben?“

Sie lachte. „Ich muß einige Toiletten schildern. Meinen Bericht über das Rennen selbst würde wohl niemand lesen, befürchte ich.“

„Ich hoffe, daß Sie Ihre eigene Toilette nicht vergessen werden,“ sagte er. „Sie ist eine der schönsten hier.“

Sie wußte nicht, ob sie lachen oder beleidigt sein sollte.

„Sie sind sehr gütig in Ihrem Urteil, Herr Trent.“

„Sie erwarten doch hoffentlich nicht von mir, daß ich jetzt schon alle guten Manieren beherrsche?“ fragte er trocken.

„Sie haben sich schon sehr viel angeeignet — und mit einer außergewöhnlichen Leichtigkeit. Warum also auch nicht gute Manieren?“

Er zuckte die Achseln. „Mit der Zeit wird es ja kommen, aber es wird noch mancher Feilungen bedürfen: ich frage mich nur . . .“

„Was?“

„Ob es jemand der Mühe wert finden würde, diese Aufgabe auf sich zu nehmen.“

Sie hob die Augen und sah ihm voll ins Gesicht. Sie wußte genau, was sie in ihren Blick legen wollte — und es mißlang ihr vollkommen. Es war ein Feuer und eine Kraft in den klaren, grauen Augen, so ernst auf sie gerichtet, daß es sie verwirrte. Sie war unzufrieden mit sich und fühlte sich unbehaglich.

„Sie sind in der Lage, sich alles, was Sie begehren, kaufen zu können,“ bemerkte sie ziemlich kühl. „Mir fiel soeben ein, wie traurig es eigentlich ist, daß Ihr Kompagnon nicht mehr lebt, da er doch am Anfang die Mühen mit Ihnen teilte. Es erscheint mir so hart und ungerecht, daß er nun den Erfolg nicht mehr erleben durfte.“

Trent zeigte keine Bestürzung, wie sie erwartet und worauf sie aufmerksam geachtet hatte. Nur wurde seine Miene etwas ernster. Er führte sie noch etwas mehr abseits.

„Es ist sonderbar, daß Sie jetzt von meinem Kompagnon sprechen,“ sagte er. „Ich habe mich in letzter Zeit oft mit ihm beschäftigen müssen.“

„In welcher Hinsicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Die unverföhnliche Jugend.

Von Binet-Balmer.

Die Villa lag am Ufer des Flusses. Im Hintergrunde waren dunkle Berge, die sich scharf gegen den azurblauen Himmel abhoben.

Die Tulpen im Garten warteten darauf, daß die Sonne zur Rüste ginge, um ihre großen, prächtigen Blätter langsam schließen zu können.

Unruhig spähte Madame durch den Garten. Sie war Witwe und nicht mehr ganz jung, aber sie war noch sehr hübsch.

— Warum blieb Micheline so lange allein aus und kreuzte mit ihrer kleinen Jacke zu so vorgezügelter Stunde auf dem Wasser umher? Warum hatte sie ihr Zimmer in so entsetzlicher Unordnung hinterlassen? Und warum war sie in das Arbeitszimmer ihres Vaters gegangen, das niemand nach seinem Tode betreten hatte? Auch dort hatte sie eine schreckliche Unordnung hinterlassen und alle Schubläden durchwühlt. Seitdem Frédéric Dumercier ihr Gast gewesen war, hatte sich Michelines störrisches und unzugängliches Wesen noch verstärkt.

„Gactan,“ rief Madame dem Gärtner, „hat Mademoiselle Ihnen nicht gesagt, wie lange sie mit „Good Luck“ segeln wird?“

„Nein, Madame, in der letzten Zeit hat Mademoiselle nur mit ihrem Hunde gesprochen, mit Billy.“

Billy war ein alter Hund, ein treuer Freund von Michelines Vater, und Billy hatte viel gesehen, er war klug.

„Madame können beruhigt sein. Fräulein Micheline kennt ja den Fluß so gut wie ich, und sie ist eine tüchtige Seglerin — nur ist sie etwas abenteuerlich veranlagt.“

Die Sonne war untergegangen. Die Tulpen hatten ihre feinen durchsichtigen Blätter geschlossen. Madame zog ihr Tuch fester um die Schultern. Sie fröstelte. Da tauchte plötzlich das Segel auf. Einen Augenblick später hörte man Billy bellen — und — dann tauchte das junge Mädchen auf.

„Micheline,“ rief Madame, „ich wünsche nicht, daß du wieder so lange allein ausbleibst — du bist wirklich dummdreist und tollkühn — ich habe mich sehr geängstigt.“

Micheline antwortete nicht. Selbst Billy hörte zu bellen auf.

„Micheline, du bringst mich zur Verzweiflung mit deiner Unvorsichtigkeit! Denke doch nur, wenn du in die Strömung geraten wärest — weit fort von jeglicher Hilfe!“

Das junge Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar, den roten Wangen und dem feinen Mund war das Ebenbild ihres Vaters.

Sie zuckte mit der Schulter. Kein Wort kam über ihre Lippen. Billy folgte ihr, als sie mit vernissenem Ausdruck ins Haus ging.

„Was ist denn, mein Kind?“

„Ich bin wie mein Vater, ich spreche nicht!“

„Willst du mir jetzt sagen, was dein ganzes sonderbares Benehmen bedeutet? Warum hast du in Vaters Arbeitszimmer alles durchwühlt?“ fragte die Mutter streng.

„Frage mich lieber, warum ich so feig gewesen bin, zurückzutreten, Gott — Billy — wie find wir doch feige!“

„Ich verstehe kein Wort — was habe ich denn verbrochen, daß du vor mir fliehst?“

„Gar nichts!“

„Wer hat dir denn etwas getan?“

„Niemand — ich sage nichts — du kannst mich nicht dazu zwingen, Mutter!“

„Paßt es dir etwa nicht, daß ich versuche, ein neues Leben anzufangen, nach all dem Kummer, den ich gehabt habe?“

„Ich bin wirklich feige, sonst wäre ich nicht zurückgekehrt — ich will nicht davon sprechen.“

Billy legte sich auf sein Kissen. Es war plötzlich ganz dunkel geworden.

„Das Leben ist so schwer,“ seufzte Madame.

„Ja, und du bist nur 45 Jahre alt,“ sagte die Tochter, „hast den Zenith erreicht. Ich habe Vaters Tagebuch gelesen, das nicht vor seinem Tode vernichtet wurde. Er schrieb darin über seine Krankheit und über seinen Kummer. Ich habe gelesen . . .“

„Von welchem Kummer?“

„Er hatte, genau wie ich, entdeckt, daß du dich in Frédéric Dumercier . . . Vater schloß die Augen, sagte nichts, denn er war schon damals dem Tode geweiht. Ich schloß meinerseits auch die Augen — denn ich bin deine Tochter. Aber jetzt ist Vater fort — und — ich bin bis jetzt zu feige gewesen, um ihn zu folgen. Aber — Mutter — ich will fort — und ich werde das Tagebuch mitnehmen und Billy auch, denn er war Vaters treuester Freund.“

Wenn ich dann weit fort von hier bin — weit fort genug, um vergessen zu können, werde ich sicher eines Tages erfahren, daß du dich wieder verheiratet hast . . .“

„Ja — ist denn das etwa ein Verbrechen — oder richtiger, wäre es unverzeihlich von mir, wenn . . .“

„Mein — du bist ja nicht die erste. In seinem Tagebuch schreibt Vater, daß er nur wünscht, dich glücklich zu sehen. Das kann ich nun nicht. Dazu bin ich zu egoistisch — und zu eifersüchtig, weil er dich liebte, und weil ich dich selbst geliebt habe — und wie habe ich dich geliebt — Mutter . . .“

Madame fand kein Wort der Erwiderung.

„Du warst die Vergötterte dieses Hauses, keine anderen Götter existierten neben dir — wie sollte ich jetzt mit dir unter einem

Dache leben können. Nicht wahr, Billy? Wirst du einem anderen Herrn gehorchen wollen?“

„Du bist einundzwanzig Jahre alt, hast deine Erbschaft erhalten, mache, was du willst!“

„Nein, ich wage es nicht,“ seufzte das junge Mädchen. „Ich habe dich noch viel zu lieb. Wie kannst du nur . . .“

Madame verbarg ihr Gesicht im Schal.

„Wenn du so viel von mir hältst — dann bleibe doch. Vielleicht wirst du dich auch bald verheiraten — und dann wirst du mich verstehen lernen.“

Billy leckte Michelines Hand. Billy war der Vertraute seines Herrn gewesen und wußte, daß dieser verziehen hatte, und Billy liebte das Haus und die Erinnerungen.

„Ich habe keinen Mut, Mutter, habe doch Mitleid mit uns, fahre nach Paris mit deinem neuen Mann — und laß uns hier mit den Erinnerungen verbleiben.“

Die schöne Frau fiel vor ihrer Tochter auf die Knie und schluchzte: „So ist das Leben, mein armes kleines Mädchen . . .“

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Das Liebes-Almosen.

Eine altdeutsche Erzählung.

Ein altes Wort sagt, Geiz ist die Wurzel alles Übels, und es meint damit, das Geiz eins der Dinge ist, womit Menschen untereinander sich das Leben verdrücklich machen. An der Geschichte vom geizigen Balder, die ich jetzt erzähle, wird man ersehen, wie recht das Sprichwort hat, aber auch, auf welche lustig-manierliche Weise einer seinen Geiz verlieren kann.

Im Hannöverschen war einmal ein Bauer Balder. Er hatte einen schönen Hof, viel Grundbesitz, reiche Herden, viel Dienstoff, das ihm seinen Besitz täglich vermehrte. In seiner Jugend, als er seine hübsche kleine Frau freite, war er wohl ein munterer, rechtschaffener Burck gewesen, aber hernach, als alles, was er anfaßte, ihm zum Glüd gebieh, sein Besitz mächtig schnell wuchs, hatte sich der Geiz in sein Herz geschlichen, wie man sagt. Und darin hoffte er immer fester, je begüterter Balder wurde, je weniger er es also not hatte, den bösen Feind zu dulden. Man braucht nicht glauben, daß Balder glücklich war in seinem Geiz und der Gabsucht. Er kannte seinen Fehler wohl, verwünschte ihn heimlich öfters, war der Unruhe, die er in sein Leben brachte, spinnfeind — aber einfach davon zu lassen, vermochte er auch nicht.

Am schlimmsten hatte seine Frau zu leiden. Er war so farg geworden, daß er, nachdem er sich lange Sorge gemacht, wieviel in seinem Hause unnütz vertan werde, an Essen und Trinken, Gewandung und Hausrat, er begann, alles unter Schloß und Riegel zu nehmen, alles jeweils zum Gebrauch nach Maß und Zahl herauszugeben, wie man wohl mit Gold und Edelsteinen tut. Er hatte forsan die Schlüssel aller Behälter bei sich, dazu in jedem Kasten einen Zettel, auf dem er anmerkte, was er hineintat und herausnahm. Er zählte jeden Käse, maß jedes Maß Milch, wog jedes Gramm Butter, wußte um jedes Ei, das ihm seine Gühner gelegt hatten. Seine Frau aber hatte kaum zu essen, das Geindevurte wegen schlechter Kost, wechselte ständig, weil keiner dabei aushalten konnte. Natürlich kostete ihm diese lächerliche Kleinigkeit vieles von der Zeit, die er vernünftiger an seinen weiten Besitz hätte wenden müssen, auf dem inzwischen viel Beträchtlicheres falsch lief und ihm Schaden tat. Darüber erboste er sich wieder schändlich, suchte es weitzumachen durch rasende Eile, verdarb dadurch wieder etwas, was ihn in Wut brachte — kurz, wer ihn mit Weisheit im Herzen so sah, mußte an einen Hund denken, der sich toll um die eigene Achse dreht, um den einen Floh im Pelz zu fangen . . .

Eines Tages nun, als die Frau allein im Hause war, weil er und alles Gefinde auf den Aedern war, klopfte ein armer Mann an die Tür und bat mit herzbezwingender Stimme um ein Almosen, um Gotteswillen. Die Frau, die auch nicht ein Körnchen von der Härte ihres Mannes im Innern hatte, sah ihn mitleidig an. Sie hatte aber nichts, was sie ihm geben konnte, und das Klagte sie ihm: Wie ihr Mann ihr alles versperre, alles einzeln zuzähle, daß nicht ein Körnchen zu ihrer freien Verfügung übrig sei. Wollte sie ihm aber etwa von dem Gerät schenken, das umher stand, damit er es eintausche, oder ein Kleidungsstück — allsogleich würde es der Mann merken und sie böß prügeln.

Da wandte sich der Bettler um zu gehen. Wie sie aber sein betrübt Gesicht sah — wie viele mochten ihn schon unbeschenkt fortgeschickt haben den Tag — lief sie flugs, zog ihn wieder herein und sagte: „Da ich nichts zu geben habe, ihr aber nicht unbeschenkt von dannen sollt, will ich euch um Gotteswillen meine Minne schenken. Wenn ihr sie nicht verschmäht . . .?“ Schnell wandte der Bettler wiederum sich fort, unwillig, daß er noch sollte gehöhnt werden, wie er meinte. Die Frau aber verwies ihm die falsche Meinung so berebt, daß er endlich glaubte, daß ihm jüst heute das seltsamste Almosen seiner Tage sollte geschenkt werden — die Liebe eines hübschen Weibes, und er ihr folgte.

Als er nach einem herzlichen Kurzwel schied, wollten seine herzlichsten Dankesbezeugungen kein Ende nehmen; die Heiligen

des Bettlervolkes rief er alle nacheinander an, die milbtätige Frau zu belohnen. Aber — gerade, wie er zur Hintertür entwich, kam durch die vordere Tür der Mann herein und hörte noch die letzten „Schön Dank!“. Wild eilte er zur Frau und fragte sie, womit sie der Bettler beschenkt habe. Sie leugnete, irgendeinwas fortgeschenkt zu haben. Er aber schrie, daß er die Dankesbezeugungen des Bettlers ja noch gehört habe, und als sie beim Leugnen verharrte, fing er an, sie zu zauseln. Endlich mußte sie unter Tränen sagen, wie der Bettler sie so sehr gedauert habe, sie aber wegen seiner Kargheit nichts zu schenken gehabt hätte; da habe sie das zum Seelenheil unerläßliche Almosen durch Gewährung ihrer Minne dargebracht.

Da wollte der Mann in seinem Aerger sich schier zerreißen! Mit allen Schimpfreden verwünschte er seinen Geiz, der ihm Ruhe und Frohheit, jetzt sogar die Ehre seines Weibes gekostet. Den ganzen Abend trieb er sich wild in Feld und Dorf umher, trank im Krug, wie er noch nie getrunken. Als er morgens damit durch war, kam er sachte zur Frau, gab ihr alle Schlüssel zu Hof und Haus, Keller und Schränke. Seinem Geiz habe er abgeschworen, erbitte sie, künftighin wieder zu wirtschaften. Nie aber, das müsse sie schwören, bei Ehre und Leben, dürfe sie wieder ein solches Almosen geben. Wieder das Letzte von Haus und Hof Die Frau willfahrte freudig.

Es wäre somit zum Schluß zu berichten, daß Bauer Valder wieder froh wurde und wieder Liebe und Achtung seiner Frau gewann. Ihr Anwesen aber wuchs reicher denn früher . . .

Gedenktage.

30. Juli.

Zu Bismarcks Todestag. Am 30. Juli dieses Jahres sind 30 Jahre seit dem Tode Otto von Bismarcks vergangen, und das heißt nach den bestehenden Urheberrechtsgeetzen, die auch durch die Rom-Konferenz vor wenigen Wochen nicht verändert worden sind, daß Bismarcks Werke mit Ablauf dieses Jahres frei werden. Schon jetzt freilich gibt es eine wohlfeile Gesamtausgabe der „Gedanken und Erinnerungen“, die ja gewiß das Hauptstück der Bismarck-Literatur bleiben werden. Man wird nicht aufhören es zu lesen, und immer wieder wird man finden, daß Bismarck selbst gern und viel gelesen haben muß. Die Lektüre klassischer Schriften hat er wohl immer wieder einmal erneuert, so daß er in den Parlamentsdebatten stets ein schlagkräftiges Zitat bereit hatte. In diesem Zusammenhang sei an ein solches Zitat erinnert, das ihm der Abgeordnete Günther verdrehen wollte, indem er die bekannte Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ falsch zitierte:

„Wächst mir ein Kriegsheer auf der flachen Hand?“

Da bemerkte Bismarck: „Ich habe zwar selten Zeit, meine klassischen Reminiscenzen aufzufrischen, aber ich glaube, daß der Herr Vorredner doch unsern großen Dichter so hat schreiben lassen, wie es ihm in seine politische Auffassung besser paßt. Bis auf weiteren Beweis behaupte ich recht zu zitieren, wenn ich sage:

„Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“ Bismarcks Freund Meyserling weiß davon zu berichten, daß Bismarck im Alter schlaflose Nächte durch Lektüre, und gerade auch durch Lektüre der Klassiker gekürzt hat. Nun geht er selbst also gewissermaßen unter die Klassiker ein.

Aus unserem Raritätenkasten.

116.

In den englisch-indischen Adressbüchern steht hinter dem Namen von Beamten und Offizieren auch der Beitrag ihres amtlichen Einkommens.

117.

Das Wort Japan ist eine chinesische Entstellung von Nippon, das ist Sonnenaufgang.

118.

Das Gewicht des Walfisches kommt dem Gewicht von 30 Elefanten oder 150 Ochsen gleich.

119.

Eine japanische Braut liefert die erhaltenen Hochzeitsgeschenke ihren Eltern ab, als kleine Entschädigung für die Mühe und Unkosten, die diese für ihre Erziehung gehabt haben.

120.

Der gewöhnlichste Platz im Theater in China kostet nach unserem Gelde etwa 4 Pfennige, die besten Plätze werden mit 12—16 Pfennigen bezahlt.

121.

Napoleon Bonaparte verbot, daß Kinder auf andere als Kalendernamen getauft würden. Und doch stand sein eigener Name nicht darin, denn es gab keinen heiligen Napoleon.

122.

Die Zähne des Nilpferdes geben ein vorzügliches Elfenbein, das nie gelb wird.

123.

Es gibt Zeitungen, die nach Erreichung einer gewissen Anzahl von Abonnenten keine mehr annehmen, weil sie sonst Geld zusetzen müssen.

124.

Um das Jahr 500 v. Chr. wurde in Indien bereits die Kunst ausgeübt, aus der Haut eines Körperteils eine Nase herzustellen.

125.

Ursprünglich hieß nur die Gegend um den Tiber Klatten und ihre ersten Bewohner Brutier.

126.

Papst Theodor I. war der erste, der sich Summus Pontifex nennen ließ und der letzte, den seine Mißbischöfe Bruder nannten.

127.

Die Blüten der Pflanzen der Polargegenden beschränken sich auf die Farben gelb, weiß und purpur.

128.

Die Italiener planten im Jahre 1870 den Bau eines neuen zweiten Rom, 15 Kilometer vom alten entfernt.

129.

Die deutschen Moore sind mindestens 2300 000 Hektar groß, das sind rund 400 Quadrarmeilen.

130.

Der Ursprung der amerikanischen Flagge ist höchstwahrscheinlich auf das Familienwappen der Washingtons zurückzuführen. Dieses bestand aus zwei Querbalken mit zwei Streben darüber, beide in schräger Anordnung. Das Ganze wird von einem Raben gekrönt, der in seinen Krallen einen Stock hält.

131.

Die erste gedruckte Karte von Deutschland erschien im Jahre 1491.

132.

Zur Blütezeit Venedigs trugen früher die vornehmen Damen eigens kleine Halspelze, um gelegentlich die sich darin ansammelnden Flöhe auszuschütten zu können.

133.

Die Japaner haben gleiche Fertigkeit im Gebrauch der rechten und linken Hand, sind also doppelhändig.

134.

In Deutschland gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert Flieder.

135.

Um die Verdunstungsfläche auf ein Mindestmaß herabzudrücken, haben sich bei den Kaktien die Blätter zu den gefürchteten Stacheln verwandelt. Der nun das Blattgrün tragende Stamm ist so gezwungen, die Aufgabe des Blattes zu übernehmen.

136.

Der zuletzt von den Salzburger Erzbischöfen im waldigen Teil des Hellbrunner Parkes gehetzte Alpensteinbock wurde in den Tiroler Kämpfen des vorigen Jahrhunderts ausgerottet.

137.

Herzfehler sind teils angeborene, teils erworbene Abweichungen vom normalen Bau des Herzens, die zu Schlußunfähigkeiten oder Verengungen der Herzklappen führen und Herzfloppen, Atemnot, Blenkung, Blausucht und andere Störungen des Blutkreislaufes verursachen.

138.

Der Bumerang der Australischen ist ein schmales, in seiner Ebene zu einem Arie gebogenes hartes Holz, das als Wurf- waffe benutzt wird. Infolge des Gesetzes der Schraube kehrt es zum Entsender zurück, wenn es sein Ziel nicht getroffen hat. Es ist auch in Vorderindien und in Arizona in Nordafrika bekannt.

139.

Die Eingeborenen der früheren deutschen Kolonien von Togo und Kamerun bestreichen die Innenwände ihrer Hütten mit Kuh- dünger, der in erhärtetem Zustand immer noch genügend Ammoniak ausscheidet, um jedwedes Ungeziefer fernzuhalten.

140.

Der Same der Katechu- oder Betelpalme, die Betelnuß, findet mit Betelpfeffer und Kalk vermischt, bei den Malaien zum „Betelkauen“ Verwendung.

141.

Im Palais der schönen Imperia, einer römischen Kurtisane des 16. Jahrhunderts, verbreiteten Teppiche, Gemälde, Vasen, Nipp- sachen, auszerlesene Bücher und kostbare Renaissancemöbel einen solchen Glanz, daß der sie besuchende spanische Botschafter eines Tages einem Bediensteten ins Gesicht spie, weil er keine passende Stelle für dieses Bedürfnis entdecken konnte.

Fröhliche Ecke.

„Sie erklären, daß der Angeklagte Sie bestohlen hat?“ wandte sich der Richter an den Zeugen. „Erkennen Sie einen der Gegenstände hier auf dem Tisch als Ihr Eigentum wieder?“

„Ja, dieses Handtuch hier.“

„Das ist kein Beweis. Ich selbst habe eins, das genau so aussieht.“

„Das kann schon sein. Mir sind ja auch zwei gestohlen worden.“

*

In einer Spiritistenitzung verlangte eine als Kanthippe bekannte Frau ihren verstorbenen ersten Mann erscheinen zu sehen. Nach einer Weile fragte sie den Leiter:

„Hat er geantwortet?“

„Ja, aber er getraut sich nicht zu kommen.“

*

Eine Frauenrechtlerin stand auf der Rednertribüne und hielt eine flammende Ansprache: Wo wären die Männer heute, rief sie aus, wenn es keine Frauen gäbe? — Da antwortete eine Baß- stimme aus dem Hintergrunde: Sicher noch im Paradies!